

Caryl Férey

ZULU

Thriller

Deutsch von Jörn Pinnow

Piper München Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de



ISBN 978-3-492-05295-5

© Éditions Gallimard, Paris, 2008

Deutsche Ausgabe:

© Piper Verlag München, 2010

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

»Hast du Angst, kleiner Mann? ... Sag: Hast du Angst?«

Ali antwortete nicht – er hätte nur Gift gespuckt.

»Siehst du, was passiert ist, kleiner Zulu? Siehst du's?!«

Nein, er sah nichts. Sie hatten ihn an den Haaren herausgeschleift und vor den Baum im Garten gezogen, um ihn zum Zuschauen zu zwingen. Ali zog den Kopf verstockt zwischen die Schultern. Die Worte des vermummten Riesen saßen beißend in seinem Nacken. Er wollte die Augen nicht heben. Nicht weinen. Das Geräusch der Fackeln knisterte in seinen Ohren. Mit schwieliger Hand hielt der Mann einen Skalp umklammert:

»Siehst du's, kleiner Zulu?«

Wie ein nasser Waschlappen baumelte der Körper am Ast des Jacaranda-Baums. Der Torso schimmerte schwach im Mondlicht, doch Ali erkannte das Gesicht nicht: Dieser Mann, aufgehängt an den Füßen, dieses blutige Lächeln über ihm, das war nicht sein Vater. Nein, das war er nicht.

Bestimmt nicht.

Nicht mehr.

Der Sjambok, die Peitsche, klatschte erneut.

Sie waren alle da, versammelt für diese Jagd, die Gruppe der »Grünen Bohnen«, die man gebildet hatte, um die Ordnung in den Townships aufrechtzuerhalten, diese Schwarzen im Sold

der korrupten Bürgermeister, die Herren des Krieges. Und auch die Boykottbrecher, denen man die Ohren abgeschnitten hatte, waren da: Ali wollte um Gnade betteln, ihnen sagen, dass es nichts nutze, dass sie einen Fehler machten, aber aus seiner Kehle strömte nur Leere. Der Riese hatte ihn nicht losgelassen:

»Schau genau hin, Kleiner: Schau hin!«

Sein Atem stank nach Bier und dem Elend der Homelands: Er schlug wieder zu, zweimal, schneidende Schläge, die das Fleisch seines Vaters zerfetzten, doch der am Baum hängende Mann reagierte schon nicht mehr. Er hatte zu viel Blut verloren. Überall hatte sich die Haut abgelöst. Unkenntlich. Die Wirklichkeit zerlöchert. Alis schwereloser Blick schwenkte zum anderen Ende des Himmels: Das war nicht sein Vater, das ... Nein.

Alis Schädel wurde wie eine Schraube verdreht, bevor man ihn mit dem Gesicht zu Boden stieß. Er fiel auf vertrockneten Rasen. Ali erkannte die Männer in den Strumpfmasken, Kapuzenmützen nicht, er sah nur die Raserei, die in ihren Augen aufblitzte, die geplatzten Äderchen wie Flüsse aus Blut. Er versteckte seinen Kopf in seinen Händen, um zu verschwinden, sich aufzulösen, wieder zum Embryo zu werden ... Zwei Schritte von ihm entfernt wurde Andy zunehmend schwächer. Er trug noch seine roten Shorts für die Nacht, mit Urin durchtränkt, und seine Knie schlugen zitternd aneinander. Sie hatten seine Hände auf dem Rücken gefesselt und ihm einen Autoreifen um den Hals gehängt. Die Kolosse schubsten ihn, spuckten in sein Gesicht, versuchten sich zu überbieten; es ging darum, wer die beste Formulierung, die beste Begründung für das Massaker fand. Andy stierte sie an, seine Augen außerhalb ihres Orbits.

Ali hatte seinen Bruder niemals schwach gesehen: Andy war fünfzehn, er war der Erstgeborene. Natürlich hatten sie sich oft geprügelt, zum großen Missfallen ihrer Mutter, aber Ali war einfach noch zu klein gewesen, um sich zu verteidigen. So waren sie lieber zum Angeln gegangen und hatten mit den kleinen

Autos gespielt, die sie sich aus Draht herstellten. Peugeot, Mercedes, Ford: Andy war der Experte. Er hatte sogar einen Jaguar gebastelt, einen englischen Traumschlitten, den er einmal in einer Zeitschrift gesehen hatte. Jetzt zitterten seine X-Beine im Licht der Fackeln, und im ganzen Garten, in den man ihn geschleift hatte, stank es nach Benzin und stritten sich die Riesen, die um die Kanister herumstanden. Weiter entfernt schrien Menschen auf der Straße, es waren Amagoduka, die vom Land kamen und nicht verstanden, was man ihren Nachbarn antat – denn sie wussten nicht, was die Marter mit dem Halsband bedeutete.

Andy weinte schwarze Tränen auf seiner Ebenholzhaut, die Shorts vor Angst durchnässt ... Ali sah seinen Bruder schwanken, als ein Streichholz auf den mit Benzin getränkten Reifen geworfen wurde.

»Da siehst du, was passiert, kleiner Mann! Jetzt siehst du's!«

Ein Schrei, ein Benzinspritzer auf seinen Wangen, die verrenkte Gestalt seines Bruders, die sich verflüchtigte, die schmolz wie ein Gummisoldat, und dann der schreckliche Geruch von Versengtem ...

Die Vögel zogen waghalsige Diagonalen zwischen den Winkeln der Klippe; sie stießen im Sturzflug Richtung Ozean nieder, erfanden Selbstmorde, um wieder Pfeilschnell zurückzukehren ...

Hoch oben auf dem abgeflachten Hügel, der die Gegend dominierte, saß Ali Neuman und sah zu, wie die Frachter am Horizont vorbeifuhren. Die Morgendämmerung stand über dem Kap der Guten Hoffnung, orange und blau auf der indischen Seite. Die Wale waren das Ziel seiner Spaziergänge, wenn er nicht schlafen konnte – die Buckelwale, die Anfang September vor die Spitze Afrikas kamen, um hier herumzutollen ... Ali hatte einmal ein Pärchen beobachtet, das sich in die Luft katapultierte, bevor es zu einem langen, verliebten

Atemstillstand abgetaucht war. Voller Gischt waren sie wieder aufgestiegen ... Die Gegenwart der Wale verschaffte ihm ein wenig Frieden, als reichte ihre Kraft bis zu ihm hinauf. Aber die Saison der Liebe war vorbei – für immer. Der anbrechende Tag zerschnitt den Nebel über dem Meer, und sie würden nicht wieder auftauchen, weder an diesem Morgen noch am nächsten.

Die Wale versteckten sich vor ihm.

Die Wale waren in den eisigen Gewässern verschwunden: Auch sie hatten Angst vor dem Zulu ...

Neuman verließ den Abgrund, der ihn eingeladen hatte, und ging den Weg hinab. Das Kap der Guten Hoffnung war um diese Uhrzeit verlassen – weder Reisebusse, noch chinesische Touristen, die artig vor der mythischen Inschriftentafel posierten. Da waren nur die atlantische Brise über dem kahlen Heideland, vertraute Geister, die sich im Sonnenaufgang jagten, und seine Lust, sich mit der Welt anzulegen. Eine schwarze Wut. Selbst die Paviane im Park hielten Abstand von ihm.

Neuman stapfte quer durch die Heide bis zum Eingang des Table Mountain National Park. Das Auto erwartete ihn auf der anderen Seite der Schranke, unauffällig, verstaubt. Der Wind hatte ihn ein wenig beruhigt. Das würde nicht lange so bleiben. Nichts blieb, wie es war. Er startete den Wagen, ohne weiter darüber nachzudenken.

Das Entscheidende war, durchzuhalten.

»Bass! Bass!«

Die Schwarzen in ihren zerfledderten Bastschuhen hatten die Schutzplanken am Straßenrand besetzt und lauerten auf einen Stau, um den Autofahrern ihren Schund zu verkaufen.

Die N2 verband Kapstadt mit ihrer größten Township Khayelitsha. Oberhalb des Mitchell's Plain, den Farbige angelegt hatten, die man aus den »weißen« Zonen vertrieben hatte, erstreckten sich Dünen: Die Apartheidsregierung hatte beschlossen, genau auf diesem Sandstreifen Khayelitsha zu errichten, als »neue Heimat« und Modell für die kontrollierte Stadtplanung nach südafrikanischer Art: sehr weit weg vom Stadtzentrum.

Trotz der chronischen Überbevölkerung weigerte sich Josephina, woanders hinzuziehen, auch nicht auf die erschlossenen Grundstücke im Mandela Park, im Süden der Township, die man jetzt für die aufsteigende schwarze Mittelklasse gebaut hatte – hinter ihrem Lächeln einer Blinden und ihrer unerschütterlichen Güte verbarg Alis Mutter einen echten Dickschädel. Hierher waren sie beide vor zwanzig Jahren geflohen, in die alten Viertel, die das wahre Khayelitsha bildeten.

Josephina bewohnte eines der *core-houses* auf der Lindela, der Achsenstraße der Township, und beschwerte sich nicht: Sie waren oft zu fünft oder sechst in diesem Raum zusammengepfercht, in diesem Haus, das nur aus einem Schlafzimmer, einer Küche und dem dringend nötigen Badezimmer bestand, das sie, dank ihres Alters, ausbauen durfte. Josephina war auf ihre Art glücklich. Sie kam in den Genuss von fließend Wasser, Strom und durch ihren Sohn von »all dem Komfort, von dem eine siebzigjährige Blinde nur träumen kann«. Josephina saß fest in Khayelitsha, nicht zuletzt durch ihre enorme Leibesfülle.

Ali gab es schließlich auf, sie zum Umzug zu bewegen. Man brauchte hier ihre Erfahrung (Josephina war gelernte Krankenschwester), ihren Rat, ihren unerschütterlichen Glauben. Das Team der Ambulanzstation, in der sie als Freiwillige arbeitete, tat das ihm Mögliche, um Kranke zu pflegen. Und, was immer sie auch behauptete, Josephina war eben doch nicht ganz blind: Auch wenn sie die Gesichter nicht mehr deutlich erkennen konnte, so unterschied sie doch ganz genau die Silhouetten, die »Schatten«, wie sie sie nannte ... War das ihre Art, ihm mitzuteilen, dass sie sich langsam aus dieser Welt verabschiedete? Ali konnte sich nicht damit abfinden. Sie waren die einzigen Überlebenden ihrer Familie und es würde niemanden nach ihnen geben. Sein Stammbaum hatte sich in Luft aufgelöst. Nur noch sein Ursprung gab Ali Halt – seine Mutter.

Ali steckte stets bis zum Hals in Arbeit und kam dennoch jeden Sonntag Josephina besuchen. Er half ihr, Formulare auszufüllen, und machte ihr, während er ihre Hand streichelte, Vorwürfe, dass man sie bald tot und verlassen auffinden würde, wenn sie weiterhin von morgens bis abends die Township durchstreifte. Die dicke Frau lachte nur. Und sagte in ihren Schluckauf hinein, dass sie alt geworden sei, eine bettlägerige Plage, und dass man bald einen Kran bestellen

müsste, um sie umherzufahren, da lachte er schließlich auch. Um ihr eine Freude zu machen.

Ein warmer Wind blies durch das offene Fenster des Wagens; Neuman fuhr an der Busstation des Sanlam Centers vorbei und bog in die Lansdowne Street ein. Wellblech, Bretter, herausgerissene Türen, Ziegelsteine, Alteisen, man baute mit allem, was die Erde hergab, was man gefunden, gestohlen, getauscht hatte; die Elendsquartiere wuchsen offenbar auf sich selbst empor, und die wirren Antennen auf den Dächern schienen sich unter der bleiernen Sonne gegenseitig aufzufressen. Neuman folgte der Asphaltstraße ins alte Viertel von Khayelitsha.

Er dachte an die Frauen, die er niemals seiner Mutter vorgestellt hatte, an Maia, die er nach dem sonntäglichen Essen wiedersehen würde, als ihn eine Bewegung im toten Winkel aus seinen Gedanken riss. Er bremste vor einem Zigarettenverkäufer, der aber keine Gelegenheit hatte, ihn anzusprechen: Neuman fuhr zwanzig Meter zurück, auf die Höhe des unbebauten Grundstücks.

Hinter dem zweifarbigen Absperrband, das die Baustelle für die zukünftige Turnhalle markierte, schikanierten zwei Halbstarke einen Jungen, einen abgemagerten und schäbigen Kleinen, der sich kaum noch aufrecht halten konnte ... Neuman seufzte – er war noch früh dran, der Gottesdienst sicher noch nicht zu Ende – und öffnete die Autotür.

Der Junge lag am Boden, die anderen traten mit den Füßen nach ihm und versuchten, ihn zur Baugrube zu ziehen. Neuman näherte sich und hoffte, sie schon allein dadurch zu vertreiben, doch die Kerle schlugen weiter wild auf den Jungen ein – zwei Tätowierte mit Kopftuch, die schon genauso aussahen wie die erwachsenen *Tsotsi*. Der Junge schluckte Staub, Blut quoll aus seinem Mund und seine ausgemergelten Arme waren nicht dazu angetan, ihn vor den Schlägen zu schützen.

Der ältere der beiden Halbstarken hob den Kopf, als er sah, dass Neuman über das öde Gelände näher kam:

»Was willst du denn hier, he?«

»Haut ab.«

Der Zulu war breiter als die beiden Tsotsi zusammen, aber der größere hatte eine Waffe unter seinem gelben Brasilien-T-Shirt.

»Nee, du verpisst dich«, zischte er, »und zwar sofort!«

Der junge Schwarze richtete seine halbautomatische Barretta M92, ähnlich der, die die Polizei benutzt, auf Neumans Gesicht.

»Wo hast du die Waffe her?«

Die Hand des Tsotsi zitterte. Seine Augen glänzten. Er war zugehörnt, ohne Zweifel.

»Wo hast du die Waffe her?«, wiederholte Neuman.

»Verzieh dich, hab ich gesagt, oder ich puste dich um!«

»Jo«, übertönte ihn sein Komplize, »misch dich nicht ein, kapiert?!«

Der Junge am Boden betastete seinen Mund, zählte seine Zähne.

»Ich bin Polizist: Gebt mir die Pistole, bevor ich euch deswegen ernsthaft verprügle.«

Die beiden Typen tauschten einen eisigen Blick und wechselten ein paar Worte auf Dashiki, dem nigerianischen Dialekt.

»Ich hau dir deinen Schädel weg!«, drohte der Ältere.

»Und du verbringst dann den Rest deiner Tage im Knast, wo du für die Bosse die Frau spielen darfst«, antwortete Neuman: »Mit deiner hübschen Fresse wirst du bestimmt ein paar Schwänze schlucken dürfen ...«

Beeindruckt fletschten die Jungen die Zähne und zeigten dabei zwei dreckige Reihen, die eher wie Schützengräben aussahen.

»Arschloch!«, stieß der Anführer aus, bevor er sich davongemachte.

Sein Kompagnon verschwand ebenfalls, humpelnd ... Offensichtlich zwei Fixer. Neuman wandte sich ihrem Opfer zu, doch da war nur noch ein Abdruck im feuchten Sand. Der Junge hatte die Chance ergriffen und kroch in Richtung der Fundamente auf der Baustelle: Er nahm mit seiner blutverschmierten Rotznase so schnell Reißaus, wie er konnte.

»Hab keine Angst! Warte!«

Bei diesen Worten warf der Junge einen angsterfüllten Blick auf Neuman, stolperte mit seinen Sandalen aus Fahrradreifen über den Bauschutt und drängte sich in eine Betonröhre, in der er verschwand. Neuman kam näher und betrachtete den Umfang der Abwasserleitung – die Öffnung war für einen Erwachsenen seiner Größe zu klein, als dass er sich hätte hineinzwängen mögen ... Führte sie irgendwo hin? Sein Ruf ins Dunkle blieb ohne Echo.

Er wandte sich ab und verscheuchte die Gerüche nach kalter Pisse. Außer einem rüdügen Hund, der an dem fauligen Wasser in den Fundamenten schnupperte, lag die Baustelle verlassen da. Es blieben nur die Sonne und die Blutstropfen, die durch den Staub liefen ...

—